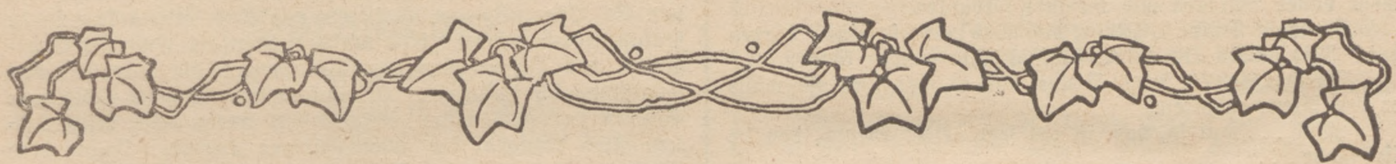


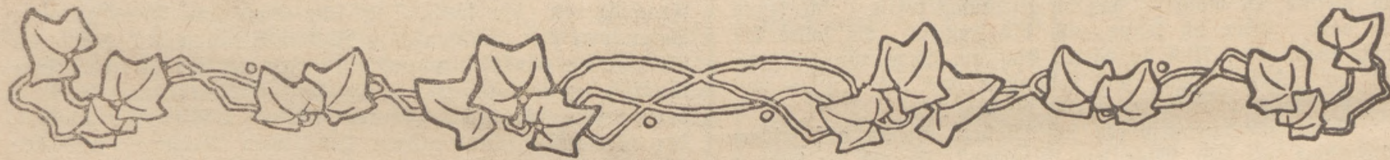
Nr. 131. Bromberg, den 8. Juni 1930.



Pfingsten.

Nun fluten die Flammen des Lebens
Vom Himmel wieder
Erdenwärts nieder,
Ein leuchtendes Lodern und Glühn
Von Schöpfergewalten,
Ein machtvoll Drängen und Neugestalten,
Entsprießen, Entfalten,
Und Knospenerblühn!
Kräfte, die unbekannt, ungeahnt schliefen
In Erdengründen,
In Seelentiefen,
Werden nun wach,
Quellen zu Tag!
Allüberall ein jauchzendes Künden
Von ewigem Werden
In Himmeln, auf Erden!
Selige Lenzeswonne, die preist
Dich, Geist der Pfingsten,
Ewiger, göttlicher Schöpfergeist!

Florentine Gebhardt



Das Heiratsgesuch.

Pfingstskizze von **Paulrichard Hensel.**

Robert Bruns fühlte sich mit fünfzig Jahren noch nicht alt genug, um sein Leben auf sich allein zu beschränken. Aber es war nur eine Laune, als er das Heiratsgesuch in die Zeitung gesetzt hatte. Er wollte Menschen kennen lernen, aber er konnte sich nicht mehr binden; es gab einmal eine Zeit für ihn, in der er hohe und strenge Ansichten von Ehe und Gemeinschaft besaß; es war ihm keine Freude daraus entstanden. Eifersucht, Mißverständnisse, das Unvermögen, seine Gedankenwelt mit der leichteren Lebensauffassung der Frau in Einklang zu bringen, alles das hatte ihn unsicher und zermürbt gemacht. Er setzte die Scheidung durch, weil er es für alle Teile am besten hielt. Mit der Schuld, die er auf sich nahm, verlor er Weib und Kind. Seit jener Zeit — sie lag schon weit zurück — war er nicht viel glücklicher geworden.

Viele hatten auf sein Gesuch geantwortet. Die Briefe einer jungen Dame fesselten ihn am meisten. Das mochte ein Abenteuer werden! Was war Recht oder Unrecht? Er wollte keinen Kampf der Widersprüche, der Ansichten mehr, sondern es sollte ein Spiel werden, eine Freude, die Herzweh ersparte — und es schien Bruns fast, als ob im Grunde die junge Briefschreiberin genau so dachte wie er. Und auf seine Einladung, Pfingsten in seinem Kraftwagen gemeinsam einen Ausflug zu machen, hatte er schnell eine Zustimmung bekommen. Langsam fuhr er zur verabredeten Zeit, seinen Wagen selbst lenkend, dem verabredeten Treffpunkt zu. Er hatte ja noch immer Gelegenheit, gleichgültig vorbei zu fahren, wenn ihm das Gesicht der Erwarteten nicht gefiel. Da hielt ein paar Seitenstraßen vorher ein Ruf ihn an. Ein schlankes Mädchen von etwa achtzehn Jahren trat schnell näher und reichte unbefangen dem Manne die Hand.

„Guten Tag, Papa.“ Und während er sie noch betroffen und aus seinem Gedankengang gerissen ansah, öffnete sie schon die Wagentür: „Du nimmst mich ein Stückchen mit, ja? Das trifft sich ja fein!“

Ein paar Minuten lang war Robert Bruns verlegen. Monatelang hatte er seine Tochter nicht gesehen. Bisweilen besuchte sie ihn. Denn was hatte sie mit dem Konflikt zwischen den Eltern zu schaffen? Nun saß sie da, froh, ihn zu treffen, jung, vergnügt — sollte er da sagen: Kind, gerade heute habe ich keine Zeit . . .?

Er hatte Erika, sein Kind, immer gern gehabt. Ihre Unbefangenheit, die nie mit Fragen an der Situation, in der sie zu dem Vater stand, rührte, war erfrischend. Auch jetzt plauderte sie frisch drauf los, als wäre es das Natürlichste auf der Welt, daß sie gerade heute neben ihm saß. Aber die Straße weiter fahren bis zu der Säule, an der eine andere wartete, konnte er nun nicht. Langsam wendete er den Wagen.

„Ich störe doch nicht, Papa? Ist doch auch ganz schön, mit einer jungen Dame in den Frühling zu bummeln, nicht wahr?“

Er lächelte. „Sei nicht so kokett, Erika!“

Sie sah ihn groß an. „Wieso bin ich kokett? Ist es nicht schön?“

Er schwieg. Sie waren bald am Ausgang der Stadt. Nach einer Weile sagte er: „Du fragst gar nicht, wie es mir in der letzten Zeit gegangen ist?“

„Ich weiß, nicht allzu gut. Ich sehe es an deinen Augen. Da hat man meist das Fragen nicht gern.“

Sie war von einer fast kalten, aber sicheren Logik. Wie sie ihm so nahe war, in dem hellen Mantel, mit der nachlässigen Anmut der an Selbständigkeit gewöhnten jungen Dame, wunderte sich Bruns, daß dies sein Geschöpf war, daß dieses Mädchen lebte und sich entwickelte, ohne daß er Anteil daran hatte. Warum dachte er nicht mehr an sie, bekümmerte sich nicht mehr um sie? Es war ein ganz frühlingsechter Wunsch, dieses Mädchen viel um sich zu haben, sein Kind, in ihr Erinnerung an die eigene Jugend zu finden und die neue zu verstehen. Hier lag eine Aufgabe für ihn, eine Pflicht, deren Erfüllung verlockte. Und das Altwerden war dann nicht mehr voller Schrecken und törichter Gedanken.

Da sagte Erika: „Schade, daß Bob nicht so einen Wagen hat. Wir hätten eine schöne Pfingstfahrt machen können.“

„Welcher Bob?“ fragte Bruns, und es war ihm, als müsse er den Atem anhalten.

„Bob . . . nun ja, das ist ein sehr netter Mensch, den ich lieb habe . . .“

„Bist du mit ihm verlobt?“

„Nein, das hat doch Zeit . . .“

„Und trotzdem hast du den Wunsch, allein mit ihm fort zu fahren?“

Sie sah ihn verwundert an. „Wenn man etwas aus Liebe tut, kann es nie unrecht sein.“

Ganz langsam ließ Bruns den Wagen laufen. Er konnte seine Gedanken nicht verschweigen. „Ich dachte eben daran, wie selten du zu mir kommst. Aber nun wirst du wohl bald gar nicht mehr kommen . . .“

Erika war ernst geworden. „Bist du wirklich traurig darüber, Papa? Aber die junge Dame, die du heute kennen lernen wolltest, hättest du doch auch bald wieder verloren . . .“

Fassungslos sah Bruns das Mädchen an. „Was meinst du?“

Sie schmiegte sich dicht an ihn, zärtlich und schamhaft. „Ich dachte zuerst nur an einen Scherz. Aber dann habe ich gleich deine Handschrift erkannt. Ja, ich bin die junge Dame, die du heute erwartetest. Und ich wollte nicht, daß du — ja, das meinte ich wohl — daß du enttäuscht wirst. Ich kenne dich doch. Aber ich kenne auch die Jugend. Es sollte dir nichts wehe tun. Und du hättest dich am Ende nur geärgert, daß du anders gedacht und gehandelt hast, als du es von uns, der Mutter und mir, immer wolltest . . .“

Ganz zusammengesunken saß Robert Bruns auf seinem Sitz. War das sein Kind, das so redete? Sprach die Mutter aus dem Kinde? Warum verstand er heute zum ersten Male, ahnend und erkennend, daß zwei Menschen, fern von ihm und doch vielleicht nahe, lebten, die an ihn dachten, sich um ihn sorgten, und daß darum seine eigenen Gedanken und Wünsche kein fremdes Ziel zu suchen brauchten? Es war Pfingsten — hatte er nicht einmal das gelesen: Und eure Söhne und Töchter werden weissagen? Er wunderte sich, wie klar er sich daran erinnerte —

„Bist du mir böse, Papa?“ fragte eine schmeichelnde Stimme.

„Ich kann dir ja nicht böse sein . . .“

Da lächelte Erika wieder. „Dann darf ich dir ja auch sagen, daß die Geschichte mit Bob gar nicht wahr ist.“

Hei, wie der Wagen über die Chaussee flog! Nichts war mehr vom Altwerden in den Augen des Mannes, die jetzt verwundert über die grüne Pracht des Maitages blickten.

Pfingstfahrt in Andalusien.

Von Erica Grupe-Lörcher.

Ich habe nie eine eigenartigere, hübschere und romantischere Pfingstfahrt gesehen als die des andalusischen Volkes zur Madonna del Rocio. Und zwar obwohl Sevilla eine Großstadt von 300 000 Einwohnern ist, kein Weekend mit Auto, Motorrad, Rucksack oder Lodenkleid. Ach nein, ein Wandern im deutschen Sinne kennt man dort unten — drei Stunden Eisenbahnfahrt von der nordafrikanischen Küste entfernt — unter der Sonne Andalusiens nicht, wo es in den Schulen nicht einmal obligatorischen Turnunterricht gibt.

Aber welch ein äußerer Rahmen zu dieser Pfingstfahrt! Seit Jahrhunderten sieht der Vorort Triana von Sevilla am Donnerstag vor Pfingsten eine tausendköpfige frohgestimmte Menge. Sonst regen sich hier täglich unzählige fleißige Hände in den Kunsttöpfereien, die auf gelbem Lehmboden ursprünglich schon aus der Römerzeit stammen. Von all den schmucken, weiß getünchten, immer nur einstöckigen Häuschen wehen von Balkons und Fenstern damastene Tücher oder große weiße spitzenbesetzte Stoffe zur Unterstreichung. Wo gibt es in Spanien unter Leitung der — die spanische Volkspsyche so klug erfassenden — katholischen Kirche ein Volksfest, das nicht zugleich ein kirchliches Fest ist, und ein kirchliches Fest, das sich nicht am Nachmittag zum frohgestimmten Volksfest mit Gesang, getanzter Sevillana und Blumen entwickelt?

Aller Augen sind auf das Portal der alten Barockkirche von St. Hyacintho gerichtet, vor der eine Militärkapelle in Galauniform wartet. Ein tausendstimmiger Jubelschrei begleitet das Öffnen des Portals, wenn die Kapelle den Königsmarsch intoniert. Heraus rollt, von zwei mächtigen Stieren in würdevoller Gelassenheit unter reich geschmücktem Joch gezogen, ein zweiräderiger Karren. Unter dem silbernen Baldachin des Wagens trägt das Jahrhundert alte hellblaue Seidenbanner in Medaillonform das Bild der Murilloschen Madonna, auf den Wolken schwebend.

Der Zug formiert sich. Wie manches Jahrzehnt schon hat dieser hagere alte Mann im ärmlichen grauen Leinenkittel, mit dem typischen schwarzen großen Andalusierhut, den Zug eröffnet? Schräg vor dem Bauche trägt er die große Trommel, die er zu dumpfem Schlage rührt, während er auf einer hohen zarten Flöte alte Weisen spielt. Dem Bannerwagen der Madonna reitet eine stattliche Kavalkade von Männern und Jünglingen voran, denen der hochköpfige steife Hut am Kinnriemen vom Arme herab schaukelt, denn barhäuptig geleitet man die Madonna zum Wallfahrtsort, trotz der schon heiß brennenden Sonne. Die herrlichen Pferde offenbaren arabische Herkunft. Die Reitertracht mit dem kurzen Bolero über dem kirschfarbenen breiten Seidengurt ist kleidsam und typisch. Frauen und Töchter dieser Reiter aber thronen auf den mächtigen, schwerfälligen Frachtkarren, die sonst Tag für Tag das Frachtgut am Hafen von den Schiffen zum Zollamte rollen und deren im Grunde unschönes, plumpes Aussehen heute unter dem südländisch-beschwingte Lebensfreude offenbarenden Schmuck der großen, darüber gespannten weißen Tücher und Spitzen, der Girlanden aus bunten künstlichen Blumen und der schaukelnden Glöckchen aus buntem Papier verschwindet. Auch bei ihnen sind mächtige Stiere die Zugtiere, deren herrliches, gestriegeltes Fell in der Sonne glänzt; ihre würdevolle friedliche Ruhe läßt kaum die nahe Verwandtschaft mit den rasenden Kampfstieren ahnen. Entzückend sehen auch die Frauen und Mädchen in ihren Flammenkleidern aus, in dem bunten Kattunrock mit drei übereinander fallenden weiten Volants, dem franzengezierten seidenbestickten Schultertuch, mit dem keck aus dem Nackenknoten neben den drei typischen roten Rosen ragenden hohen Schildpatkamme. In den Händen knattern die aus Olivenholz geschnitzten Kastagnetten zu den Klängen der frohen andalusischen Volkslieder oder der Gesänge zum Preise der Madonna. Sie thronen auf Kisten und Kasten, in denen das Bettenzeug zum Übernachten während der sechstägigen Wallfahrt liegt, ferner die Kochgeräte, Bestecke, der Proviant. In diesem unendlich langsamen Tempo, das die Zugstiere angeben, geht es südwestlich. Unter Olivenhainen im Freien werden picknickartig die Mahlzeiten eingenommen.

Am Pfingstsonnabend nachmittag erreicht man das Ziel, die alte Wallfahrtskapelle drunten in den Bergen nahe dem Atlantischen Ozean. Am Pfingstsonntag morgen ist große kirchliche Feier, mit Messe, Prozession und Verehrung des wundertätigen Madonnenbildes, das jeder zu berühren anstrebt, um die heilsamen Strahlen zu empfinden. — Am

Nachmittag tritt der volksfestähnliche Charakter in die Erscheinung. In der Frühe des Pfingstmontags beginnt die Heimfehrt, abermals drei Tage und zwei Nächte. — Eine Schar hocheleganter Equipagen und Autos mit Vertretern reicher und vornehmer Kreise (auch das Infantenpaar Don Carlos von Bourbon ist unter ihnen) begleitet den Wallfahrtzug ein Stück.

Den eigentlichen Charakter der Wallfahrt aber offenbart im Grunde am ergreifendsten und treffendsten eine Gruppe von völlig schwarz gewandeten Frauen und Mädchen, vom dünnen schwarzen Schleier vollkommen überwallt, die dem Bannerwagen der Madonna nicht nur unmittelbar folgen, sondern sich bemühen, eine der ausgestreckten Hände auf dem Madonnenwagen ruhen zu lassen. Es sind Gelübdeträgerinnen, die entweder zur Buße, zu einer Gebetserhörung oder zur Danksagung für ein großes Erlebnis diese ganze Wallfahrt zu Fuß zurücklegen. Das zeigt wieder, wie nahe sich in Spanien die Gegensätze berühren. — So bietet die Pfingstfahrt des andalusischen Volkes ein Bild voll mannigfaltiger Farbentöne.

Bordsichow.

Eine Plauderei von N. Ried.

Wozu in die Ferne schweifen?
Sieh, das Gute liegt so nah!

Mitten in mächtigen Laub- und Tannenwäldern, die sich weithin bis in die Tucheler Heide und die kassubische Schweiz erstrecken, liegt an den idyllischen Ufern eines langgestreckten Waldsees der Luftkurort Bordsichow (Borzechowo), ein stilles Dörfchen in Pommerellen, unweit der Bahnstation Hochstüblau (Zblewo) an der Strecke Dirschau—Konitz. An dem kleinen Orte, der täglich Autoverbindung nach der Kreisstadt Stargard hat, ist die evangelische Kirche bemerkenswert, die ein Werk des berühmten Baumeisters Schinkel ist. Ferner gibt es Gast- und Geschäftshäuser, darunter das bekannte Kurhaus G. Steiniger mit seinen sonnigen Zimmern.

Was bietet Bordsichow? Dem Stillen viel und dem Genügsamen Wunderlabe. Da ist der herrliche sechs Kilometer lange See mit der Starosten- und Liebesinsel, das Glied einer meilenweiten Seenkette in alter Gletscherrinne, die sich bis ins Weichseltal hinzieht, tief eingebettet, schilfumrankt, umrahmt von dunklen Erlen und Tannen, so recht zum Ruhen und Träumen bestimmt.

Auf der Starosteninsel hat einst König Sobieskis Schwester in einem wunderschönen Schlosse gehaust, das leider der Alte Fritz hat völlig abtragen lassen. Von dem Ruinenhügel aus ist wohl der herrlichste Ausblick über den See.

„Grünende Inseln im tiefblauen See
Sucht wohl dein sehnender Blick,
Uralte Linden lindern dein Weh,
Flüstern: Im Ruhen ist Glück.
Fern eine Mühle auf ragendem Hang
Regt ihre Flügel so schwer;
Was willst du Wille, was tatest du bang,
Willst du nur schlafen, nichts mehr? —“

So schreibt in Dankbarkeit ein Heimatdichter über Bordsichow, der dort oft und gerne geweilt.

Da liegt an demselben See, auf schattigen und bequemen Wegen zu erreichen, der wohl in ganz Polen einzig dastehende Pflanzengarten von Wirty, ein Kulturdenkmal aus deutscher Zeit, ein Garten Eden für den Pflanzen- und Baumkundigen. Vom Kaffernsprung aus der lohnendste Ausblick nach der alten Windmühle und dem von dichtem Schilfrohr umstandenen tiefen Steckliner See, zu dem nur der Kundige die versteckte Einfahrt findet. Die schönen Promenaden auf beiden Seiten des Sees locken zu einsamen Wegen. Ein schmaler, verschwiegener Rotkäppchengang führt wie im Märchenlande in undurchdringliches Dickicht, überall lauschige, stille Winkel, ein Labsal für abgehetzte Nerven. Ein wunderschöner Monat Mai und dann ein Herbst, wie ich noch keinen sah! —

Gern wird auch der Nidatz-See bei Hartwigstal mit seinem dumpfklingenden Spukberge aufgesucht, wo der alte Wode auf wilder Jagd einem vorwitzigen Bäuerlein eine Pferdekeule an den Kopf geworfen.

Fischreiher und Kraniche sieht man des öfteren, auch ein einsamer Seeadler horstet und haust noch in den Wäldern, Uhu, Nachtschwalben, Falken und die ganze bunte Vogelschar, dazu die vielen Taucher, Sumpf- und Wasserhühner mit ihren heimlichen Nestern. Lohnend sind Ausflüge nach dem nahen Marktflecken Hochstüblau (Zblewo) mit seiner katholischen Kirche im gotischen Stil, oder auch nach der Kreisstadt Stargard.

Wozu also in die Ferne schweifen, etwa nach dem Nordpol oder nach Nizza, wenn man es in der alten Heimat so schön und um so viel billiger hat? Von Danzig aus erreicht man Bordsichow in 1½—2 Stunden, von Bromberg aus ist man in 3 Stunden mit dem Auto oder der Eisenbahn in diesen Ferien vom Ich!

Ein Welthaus.

Roman von Sophie Kloerss.

(3. Fortsetzung.) —

Eine Stunde hielt der leichte Wagen vor dem Hause, da kam Karl Anton die Treppe wieder herunter, warf den Staubmantel um und bestieg seinen Sitz.

„Nu führt hei wedder af“, verkündete Otje Soltau.

„Das geht Sie gar nichts an“, sagte Herr Ladwig. „Sind die Briefe für Brasilien fertig? Dann machen Sie, daß die fortkommen. Morgen früh fährt der „Hermes“.

Oben in der besten Stube, vor dem Tisch mit der roten Samtdecke und der Alabasterschale, in der niemals Blumen waren, stand Adelheid und sah auf die dunkelroten Rosen in ihrer Hand.

Nun war sie also Braut.

Braut des stattlichsten, reichsten, begehrtesten Mannes in der Stadt. Braut dessen, den sie längst in der Stille angebetet hatte. — Und doch — es blieb da ein Rest.

Man konnte freilich von einem Heinecken nicht die Glut eines Jünglings verlangen.

Man war ja auch schon bei seinem Handkuß rot geworden, und glühend heiß, als er mit den Lippen die Stirn der Braut berührte. Man war eigentlich förmlich in Angst gewesen, er könnte auch den Mund küssen, was er glücklicherweise nicht tat, und doch —

Tante Anna kam.

Nein, sie kam nicht in die Stube, sie trat ein.

Ihre Stimme saß ganz in der Nase. „Mein geliebtes Kind. Möge des Himmels reichster Segen auf eurem Bunde ruhen. Es ist ein großes Glück, das dir zuteil wird. Erweise dich seiner würdig.“

Auch sie wollte die Stirn küssen. Da machte Adelheid eine leichte Bewegung, und Tante Anna berührte mit den gespitzten Lippen nur noch den Rand des Ohrläppchens.

*

Heinecken war zufrieden mit seiner Werbung.

Die Familie war tadellos.

Die junge Braut liebenswert und liebenswürdig.

Zudem war sie Wachs in seiner Hand. Der Menschen- und Frauenkenner hatte es gefühlt in dem leisen Zittern, das unaufhörlich durch sie hinrann, wenn die Finger des Verlobten nur mit ihrer Hand in Berührung kamen. Noch ein ganz unberührtes Geschöpf, noch ein ganz reines, jugendheißes Herz.

Dies junge Kind würde sich ihm in voller Hingabe zu eigen schenken, ohne daß er befürchten mußte, einmal unter zu ungestümem Temperament zu leiden. Denn er wollte, nun bald an die zweite Hälfte der Vierzig heran, leidenschaftliche Überraschungen in seinem Leben nicht mehr haben.

Er schnalzte leicht mit der Zunge. Der Rappe griff schneller aus. Sie fuhren durch die engen Gassen der alten Stadt, so rasch es bei der Menschenmenge, die um die Mittagszeit in Bewegung war, eben ging. Es war noch nicht zwei Uhr, da hielt der Wagen draußen vor dem Lübecker Tor an einem der Landhäuser, die vereinzelt in großen Gärten an der Straße nach Wandbeck lagen. Breit hin-

gebaut, solide, behäbig lagen sie da hinter ihren schmiedeeisernen Gittern, weite Rasenflächen vor der Front, hohe Bäume in den Hintergärten, Rosenrabatten ringsum. Noch waren die Bäume durchsichtig im Laub, und an den hochstämmigen Rosen zeigten sich kaum die ersten Knospen. Aber Narzissen und Terzetten, Hyazinthen und Vergißmeinnicht blühten, die Wege waren sauber geharkt, erste Gänseblümchen zeigten sich im Rasen.

Das Tor der Einfahrt stand offen. Heinecken lenkte vor die seitlich gelegene Haustür und gab Johann die Zügel. „Fahren Sie ein bißchen den Weg nach Wandsbeck hin, und seien Sie in einer kleinen Stunde wieder hier.“ Dann ging er, seinen Sohn aufsuchen.

Paul Heinecken saß an seinem Schreibtisch und schrieb einen Schulaufsatz säuberlich in die Kladde. Er arbeitete in der Kladde ebenso langsam und genau wie in Reinschrift. Jeder Buchstabe stand gerade und ordentlich, wie ausgemessen, neben dem Nachbar. Es war ein Vergnügen für die Augen der Lehrer, die Aufsätze von Paul Heinecken zu lesen. Für ihren Geist war das Vergnügen geringer, denn inhaltlich gab der Schüler nur das wieder, was ihm in der Stunde vom Munde des Lehrers vorgesprochen war. „Eigene Gedanken!“ hatte Professor Bubedey mehr als einmal mit roter Tinte unter solchen Aufsatz gesetzt und drei große Ausrufungszeichen dahinter gemacht. Aber Paul Heinecken hatte keine eigenen Gedanken über den Charakter des Leicester in Maria Stuart, und der Schwur auf dem Rütli lag ihm reichlich fern.

Jetzt schrieb er über ein Wort aus der Braut von Messina: „Aber der Krieg hat auch seine Ehre, der Bezwinger des Menschengeschicks.“ Er wußte selber, dieser Aufsatz würde mager ausfallen. Was geht einen Hamburger Kaufmannssohn der Krieg an. Seit die Franzosen vor fünfundzwanzig Jahren aus der Stadt gezogen waren, dachte kein Mensch mehr an solche Dinge. Die schleswig-holsteinischen Heißsporne, die davon redeten, daß es über kurz oder lang zu einer Entscheidung der Waffen zwischen ihnen und Dänemark kommen müßte, waren Hitzköpfe, nach denen man nicht hinhörte.

Im übrigen war Hamburg freie Hansestadt, weder mit Dänemark noch mit Holstein alliiert. Es konnte durch eine Parteinahme nur Schaden haben. Aber darüber schrieb man nicht in einem Schulaufsatz.

Paul Heinecken sah auf, denn der schnelle Schritt auf der Treppe sagte ihm, wer käme. Er legte sein Buch in die Schublade. Der Vater hatte eine Art, seine Arbeiten zu kritisieren, die ihm wenig zusagte.

Da stand der schon in der Tür.

„Guten Tag, Paul.“

„Guten Tag, Vater.“

Beide fast von gleicher Größe. Beide fast überschlank. Aber was bei dem Vater rassige Geschmeidigkeit war, war bei dem Sohn ein aus der Kraft Geschossensein. Und wenn die Köpfe ähnliche Linien zeigten, und die Augen das gleiche Blau hinter langen, dunklen Wimpern, so hatten Linien und Blick von Karl Anton ein Leben und Feuer wie bei einem Zwanzigjährigen, und in Pauls Gesicht war eine Zurückhaltung, die schon mehr Unsicherheit war, und wenn er mit Menschen sprach, sahen seine Augen überallhin, nur nicht geradeaus in das Gesicht des Partners.

Ob es anders gewesen wäre, wenn ihn der Vater aufgezogen hätte, statt einer gutherzig ängstlichen Tante? Es lag doch wohl als Erbteil der Mutter in ihm, und das Leben verstärkte nur die angeborenen Anlagen.

„Hast du Zeit?“ fragte der Vater. „Mußt du wieder zur Schule?“

„Es ist ja Mittwoch.“

„Richtig. Dann wollen wir uns setzen, ich habe dir etwas mitzuteilen.“

Aber kaum niedersitzend auf dem schwarzen Sofa mit dem Bezug von Wolldamast — sehr solide und sehr langweilig solch Sofa — sprang er schon wieder auf.

„Also mein lieber Junge, ich will keine lange Vorrede machen. Ich heirate wieder. Habe mich verlobt, soeben, und möchte dich heute abend deiner neuen Mutter vorstellen.“ Er stockte. „Mutter.“ Hm. Es war doch ein eigen Ding, diesem langen Menschen, dem schon der erste Bartanflug keimte, eine zwanzigjährige Mutter zu geben. Unterlassen wir das Wort also lieber.

Paul Heinecken schob die Hände ineinander und sah die Wand an. Warum sollte sein Vater nicht wieder heiraten! Die Menschen wunderten sich ja immer, daß er es nicht längst getan. Aber wie, um alles in der Welt, sollte er sich dabei verhalten? Er wand sich innerlich förmlich vor Unbehagen.

„Wünschst du mir nicht Glück?“ fragte der Vater. „Ist dir der Gedanke an eine junge Mutter — ich gebe zu, sie ist noch sehr jung — ist dir der so unangenehm?“

„Nein, nein. Ich gratuliere dir. Ich hoffe, es wird dir viel Glück bringen. — Ja, ich —“ Mein Gott, daß ihm in solchen Augenblicken auch gar nichts einfallen wollte!

Karl Anton lächelte. Man mußte den Jungen nehmen, wie er war. Aber daß er, gerade er, solchen unbeholfenen Sohn hatte! Das Leben spielt merkwürdig.

„Ich habe im Hause unserer künftigen Verwandten, des Herrn Sprekelsen, wenn du den Namen kennst —“

„Doch. Sprekelsen und Nottbohm, Reederei.“ Ja, in den kaufmännischen Dingen der Heimatstadt wußte er Bescheid.

„Also da habe ich versprochen, dich heute abend mitzubringen. Du sollst dich vorstellen lassen, und ich hoffe, daß du einen guten Eindruck machen wirst.“ Pauls Augen hingen schon wieder in irgendeinem Stubenwinkel. „Du holst mich um halb sieben ab. Zieh deinen guten blauen Tuchrock an und die weißen Hosen. Und bring' Fräulein Adelheid, meiner Braut, ein paar sehr schöne Rosen mit. Ich könnte sie dir besorgen, aber du mußt lernen, solche Dinge selber fertigzubringen. — Tante Hanna Beckmann brauchst du nur zu sagen, du wärest heute abend zu mir befohlen. Weiß sie es vorher, weiß es ganz Hamburg.“

Er setzte sich nun doch und fragte freundlich: „Wie steht es denn eigentlich mit der Schule? Willst du dich nicht entschließen und zum Herbst abgehen? Bubedey, er ist ja wohl dein Klassenlehrer, lobt deine wissenschaftlichen Fähigkeiten leider nicht übermäßig. Oder möchtest du doch studieren?“

„Mich würde nur Kunstgeschichte interessieren, oder vielleicht Naturwissenschaften. Aber das soll ja zu nichts führen. Und dann müßte ich noch drei Jahre weiter zur Schule gehen.“

„Drei Jahre, wenn du immer versetzt werden wirst. Ich glaube, damit dürfte es hapern.“

Paul kniff den Mund ein und schwieg verärgert.

„Na?“ fragte Karl Anton nach einer Weile. „Also, was ist dein Wunsch und Wille?“

„Ja, denn kann ich ja abgehen. Und werd' Kaufmann.“

„Mein Sohn, Kaufmann werden ist nicht solche Sache, daß man es wird, weil man nichts besseres weiß. Dazu steht der Kaufmannsstand denn doch zu hoch.“

Wieder eine Pause. „Ich werde es ganz gern.“

„So. — Gut. — Erwartet hab' ich es übrigens auch. — Ich denke, es wird sich machen lassen, daß du bei Sprekelsen lernst. Es ist ein gutes, solides Haus. Nichts Aufregendes von Geschäften. Das dürfte dir auch kaum liegen. Ladwig, der Prokurist, ist dafür bekannt, daß er seine Lehrlinge scharf an die Leine nimmt.“ Ein Lächeln, als er die schlaffe Gestalt des Sohnes musterte. „Er wird dich wohl kaum zu fest halten müssen, ein Durchgänger wirst du nie. Aber ein bißchen aufrappeln tut dir nötig. — Ich will in den nächsten Tagen mal mit meinem künftigen Herrn Schwiegervater sprechen. — Adieu, mein Junge. Sei pünktlich um sechs bei mir.“

An der Tür kehrte er noch einmal um.

„Wenn du dann die Schule verlassen hast, ist es doch das Beste, du wohnst künftig bei mir. Die Wege werden auch zu weit für dich in das Geschäft.“

„Ich kann mit dem Wandsbeker Omnibus fahren.“

Karl Anton spürte einen Widerstand. „Nein, du kannst nicht mit dem Omnibus fahren wie bisher zur Schule. Es ist dir gut, wenn du morgen laufen mußt. Und es ist dir noch viel besser, wenn du aus Tante Hannas Verweichlichung herauskommst und nicht immer in deinem Traumwinkel schläfst. Wir werden ein Haus machen, und mein Sohn wird zeigen, daß er den Platz auszufüllen weiß, der ihm durch die Geburt zugefallen ist.“ Seine scharfen Augen blitzten den Jungen an. Der zog in Unbehagen die Schultern hoch und wagte doch kein Widerwort. (Forts. folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Leopold Gollasch; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg